

GAZIEL  
**Nach  
Saloniki  
und  
Serbien**

**Eine Reise  
in den  
Ersten Weltkrieg**

**Aus dem Spanischen  
von Matthias Strobel**

BERENBERG

## I. *Ex oriente lux*

--- Paris, 12. Oktober 1915 ---

Keiner dachte an den Balkan. Ganz Frankreich, ganz Europa, ja die ganze Welt hatte den Blick auf die jüngste französische Offensive in der Champagne gerichtet. Die ersten Ergebnisse, die Zahl der Gefangenen, die Zuversicht der Regierung hatten in Paris eine flirrende Spannung erzeugt, eine große Hoffnung. Und dann schien der Traum zu platzen. Der Kriegseintritt Bulgariens auf Seiten der Mittelmächte trübte die Euphorie und ließ neue Zweifel keimen. Von einem Augenblick auf den anderen war die französische Offensive vergessen, die außerdem zum Erliegen kam, und alle Augen wandten sich ängstlich gen Osten. Der Krieg trat in eine unerwartete, rätselhafte Phase ein. Was würde auf dem Balkan geschehen?

Gestern Nachmittag, als ich die Sorbonne verließ, riet mir ein befreundeter Professor: »Sollten Sie den europäischen Konflikt weiterhin aus der Nähe verfolgen wollen, müssen Sie meiner Meinung nach unverzüglich in den Balkan reisen. Von jetzt an spielt die Musik im Osten.« Als Antwort zog ich ein Telegramm aus der Tasche, das ich von meiner Zeitung *La Vanguardia* erhalten hatte. Ich zeigte es ihm. Es lautete: »Reisen Sie in den Balkan, wann immer es Ihnen beliebt.«

Heute Abend breche ich auf. Den Herbst, den ich in Paris begann, inmitten des Freudentaumels über die Offensive in der Champagne, werde ich im Osten beenden, im Feuer der Ängste, das der deutsch-bulgarische Einmarsch geschürt hat. Meine erste Reportage werde ich auf dem Schiff nach Piräus schreiben.

## 2. Das wüste Meer

--- An Bord der *Grao*, 22. Oktober ---

So ruhig und glatt war das Meer gestern Abend, dass ich nicht einmal bemerkte, wie der Dampfer lautlos aus dem Hafen glitt. Im Speisesaal schimmerten weißlich im Licht einer elektrischen Lampe die Tischdecken für ein kärgliches Abendmahl. Wir waren die beiden einzigen Passagiere, die sich an den riesigen, fest in den Boden eingelassenen Tisch aus Massivholz setzten. Um uns herum glänzten im Dunkeln die polierten Türen der Kabinen. An der Decke eröffnete eine Luke dem Blick die Frische der Nacht. Kein Zittern, kein Knarren verrieten, dass der Dampfer den weichen, schaumigen Rücken des Meeres furchte. Nur die Luft war bewegt, und in den Raum hinein wehte, gesättigt mit salzigen Düften, ein kräftiger Wind. Auf dieses lautlose Signal hin erhob ich mich und eilte, gepackt von einem unwiderstehlichen Drang, an Deck.

Wir hatten uns bereits ein gehöriges Stück von Küste und Hafen entfernt. Alles schien versunken im weiten Dunkel der Nacht. Mit einer Pracht, die so überwältigend war, dass sie alle Sinne in den Bann schlug, spannte sich der Raum über das Meer. Die glänzenden Sterne und der leuchtende Mond warfen helle Tupfer auf das Wasser. Scheu schlüpfte unser armes Schifflein zwischen diese

beiden unermesslichen Ebenen hindurch hinaus auf See und hinterließ, beleuchtet nur von einer kleinen Laterne an der Spitze eines der beiden Masten, eine schwach schimmernde Spur.

Barcelona war nur noch ein etwas dichteres Dunkel, eine flach an die Küstenlinie gedrückte Masse. Die von einem Lichthof umschimmerte Silhouette war kaum noch zu erkennen. Dahinter markierte eine Linie aus strahlenden Pünktchen den Hang des unsichtbaren Tibidabo. Davor blinzelte in regelmäßigem Rhythmus der Leuchtturm von Llobregat wie ein verlöschender Stern. Kein Geräusch drang aus der sich entfernenden Metropole heran. Um uns herum ertönte in der ergreifenden Weite das melancholische Gemurmel des Meeres.

Während ich am Heck an der Reling stand, spürte ich plötzlich, dass sich vor mir ein unergründliches Abenteuer entfaltete. Was war das für ein merkwürdiger Drang, der mich auf diese lange Reise gen Osten führte? Als alles noch Pläne, Vorbereitungen und Reisefieber gewesen war; als es nur darum gegangen war, von Paris nach Barcelona zu gelangen – auch wenn ich wusste, dass meine Reise erst an Griechenlands Küste oder noch weiter fort enden würde –, empfand ich genügend Wagemut, auch die anstrengendsten Vorhaben anzugehen und zum Erforscher von Neuland zu werden oder zu einem modernen Argonauten. In diesen Augenblicken köstlicher Marter jedoch, als die Würfel gefallen waren und ich mich in der Einsamkeit der Nacht verlor, auf mich selbst zurückgeworfen, allein auf dem Meer, streckte ich voll unsagbarer Sehnsucht meine Hände zur Küste hin, die in der Ferne mit den Schatten der Nacht verschmolz. Wann werde ich, heimgekehrt aus entlegenen Gefilden, dieses köstliche Stück Erde wiedersehen? Dann werden meine Augen geprägt sein vom Licht anderer Himmel, von der feinen Durchsichtigkeit der Luft Italiens, der Klarheit der Landschaften Griechenlands und von der unheilbaren, tragischen Gewalttätigkeit überall in der Welt.

Wenn ich wieder einlaufe in diesen Hafen, wird meine Seele schwer atmen unter der Last unvergesslicher Erinnerungen – wie die Schiffe, die von jenseits der Meere kommen, ächzend unter der Ladung exotischer Früchte. Bis dahin aber ist alles in mir Unruhe, Unbestimmtheit, Ungewissheit. Welche Risiken erwarten mich? Welche Gefahren lauern? Die Welt befindet sich im Krieg, und ich begeben mich auf frische Schlachtfelder, mit einer Selbstverständlichkeit, die mich selbst erstaunt.

Als ich mich in meine Kabine zurückzog, neigte der Mond sich über den Horizont, und das Meer schlummerte im blassen Zauber der Morgendämmerung. Die Heiterkeit der wach verbrachten Stunden hatte dazu geführt, dass sich in meiner Seele eine große Ruhe ausbreitete. Vom Schlaf übermannt, streckte ich mich auf meine schmale Pritsche und nahm mir vor, bis Genua nicht mehr an den Krieg zu denken, und auch nicht an die dramatischen Erlebnisse, die mir zweifelsohne bestimmt waren. Doch als ich am nächsten Tag erwachte und mich an Deck begab, fühlte ich mich umgeben von einer Atmosphäre aus Angst und Geheimnis; von etwas Unklärlichem, das sich am Verstand vorbei in die Seele schlich. Der Tag war klar, mild und blau. Weit und breit nicht die Spur einer Küste. Das Wasser glänzte wie eine reglose Pfütze, aber das Meer wirkte düster und wüst.

Wieso ist das Mittelmeer so einsam? Öd wie das Brachland eines Ozeans? Dieses lichterfüllte, freundliche Meer, das gar nicht vorstellbar ist ohne Leben. Das Mare Nostrum, die Heimat der lateinischen Völker. An friedlichen Tagen ist es beseelt wie eine kühle Ebene, durchzogen von sicheren Wegen. Selbst wenn man sich auf hoher See befindet, hat man doch immer das Gefühl, die unsichtbare Küste sei ganz nah, gleich hinter dem Bogen des Horizonts. Wo immer man es befährt, entdeckt man sonst die schlanke Silhou-

etten von Brigantinen, Feluken und Schonern mit ihren goldhellen Segeln, die über smaragdgrünes Wasser gleiten, oder die dunklen Türme großer Schiffe.

Heute jedoch lastet auf dem Mittelmeer eine unermessliche Traurigkeit. Das Gespenst des Krieges schwebt über seinen Weiten. Die meisten Schiffe, die es einmal befuhren, liegen in den Häfen fest. Das Aussetzen des Handels und die Angst vor den deutschen U-Booten haben seiner jahrhundertelangen Heiterkeit den Garaus gemacht. Seine althergebrachten Furchen schließen sich allmählich wie nicht befahrene Wege, weggewischt von der Hand der Zeit. Nun ist das Meer glatt, schläfrig, wüst. Man könnte meinen, es sei kälter und unermesslicher geworden, seiner eigenen Einsamkeit überlassen, seinem heiseren Gemurmel.

Kein Schiff haben wir entdeckt; nicht einmal den Schatten eines Segelboots; oder die Rauchwolke eines Dampfers in der wehenden Weite. Als der Abend hereinbrach, bat mich der Kapitän hinauf auf die Brücke. So einsam war das Meer, so bleich im Glanz der Dämmerung, dass sein Anblick den Schrecken einer gewaltigen Ruine hervorrief. Eine halbe Meile entfernt, auf der Backbordseite, bildete sich an der Oberfläche des Wassers ein Schaumwirbel. Der schwarze Rücken eines gigantischen Körpers wölbte sich unter dem Glas der Wellen schimmernd herauf. Kurz durchzuckte mich ein Gefühl von Gefahr. Handelte es sich etwa um ein deutsches U-Boot? Der Kapitän grinste mich an. Die plötzliche Erscheinung war ein Jungwal, der sich im zur Neige gehenden Abend erquickte. Das Monster streckte mehrmals seinen lackschwarzen Rücken durch die weißen Schaumkronen. Und zog dann seewärts von dannen, selbstgewiss, ruhig, sich ergötzend an der weiten Einsamkeit des Meeres, wie ein König in den Ländern, die ihm untertan.

Es war bereits dunkel, als ich mich, müde vom Herumlungern auf der Brücke, in meine Kabine zurückzog. Weil zu befürchten

stand, dass die Spähboote der französischen Flotte uns am Golfe du Lion kontrollieren würden, beschloss ich, in dieser Nacht wach zu bleiben. Auf eine Couch geflätzt, begann ich im flackernden Licht der Kabinenlampe zu lesen. Die Stunden zogen sich zäh dahin. Das Schiff glitt ohne das leiseste Geräusch über das von Schatten bedeckte Gewässer.

Tief in der Nacht trat der Obersteward in meine Kabine und gab mir lautlos zu verstehen, dass ich aufstehen und ihm leise folgen sollte. Als ich an Deck kam, erwartete ich, auf französische Offiziere zu stoßen. Aber es war niemand dort. Der Mond war bereits untergegangen, und nur die kleine, am Fockmast baumelnde Laterne verbreitete ein wenig Licht. In der Ferne zuckte der Leuchtturm von Toulon; sanft glitten seine Blitze über das finstere, von Menschen verlassene Meer. Wieso dieser plötzliche Alarm? Da sah ich in der Dunkelheit, rund eine Meile von uns entfernt, die düstere Masse eines Panzerkreuzers, der mit ausgeschalteten Lichtern fuhr. Die Flagge wehte an der Bugstange, und aus den drei Schornsteinen stiegen kleine Rauchwölkchen auf. Dem Kreuzer folgte, wie an einem unsichtbaren Schlepptau, ein großer Transatlantikliner mit zierlichen Masten und übereinandergeschichteten Aufbauten, die in der dunklen Nacht weiß schimmerten. Auch an Bord dieses Liners waren alle Lichter gelöscht. Nicht einmal mit Hilfe meines Fernglases war es mir möglich, auf diesen beiden Schatten auch nur die geringste Spur von Leben zu entdecken. Der Kreuzer fuhr mit hoher Geschwindigkeit. Der Transatlantikliner folgte ihm untertänig, ohne sich auch nur einen Punkt von der tiefen Kielspur zu entfernen, die sein Führer im Wasser hinterließ. Beide glitten an uns vorüber und verloren sich in der Nacht, zwei Geisterschiffe ohne Mannschaft, die wie in alten Legenden ziellos durch die Finsternis irren.

Handelte es sich womöglich um ein von der französischen Flotte gekapertes Schiff? Dem Obersteward zufolge war es wahrschein-



lich eher so, dass der Kreuzer das Passagierschiff eskortierte, aus Furcht vor den deutschen U-Booten, die vor kurzem in den Gewässern um Mallorca gesichtet worden waren. Die Nacht neigte sich bereits ihrem Ende zu, als ich wieder in meine Kabine zurückkehrte.

Trotz aller Befürchtungen schlich unser Schiff unbehelligt die französische Küste entlang. Mit der Dämmerung kam ein milder Wind auf. Die Luft erfüllte sich mit Licht. In der Ferne tauchte die italienische Küste aus dem Nebel. Die Gipfel der Seealpen reckten ihre grünen, braunen und dunkelvioletten Flecken aus dem Morgendunst. Die Anhöhen waren bekrönt von Pinien und friedlich schlummernden Villen. Das Meer erwachte, das Himmelslicht schien aus den Tiefen des Wassers hervorzuleuchten, durchsichtig und fein wie ein seidenes Segel.

Leseprobe aus:

**Gaziel**  
**Nach Saloniki und Serbien**  
Eine Reise in den Ersten Weltkrieg

Aus dem Spanischen von Matthias Strobel

272 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 x 200 mm

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »De París a Monastir«  
bei Libros del Asteroide, Barcelona.

© 2014 Herederos del Agustí Calvet (Gaziel)

© der deutschen Übersetzung:

2016 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack | [www.lichten.com](http://www.lichten.com)

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-02-6



BERENBERG